

Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **1 (1945)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sprache? Der einzelne tut es durch Sorgfalt im Gebrauch, indem er sich bemüht, alles, was er sagt, möglichst gut zu sagen. Wie kann eine Gesamtheit, ein Verein, eine Zeitschrift die Sprache pflegen? Durch Hinweis auf guten und Warnung vor schlechtem Gebrauch, durch Aufklärung darüber, was guter und was schlechter, richtiger und falscher Sprachgebrauch ist. Das ist, allgemein gesagt, unsere Aufgabe. Dabei wollen wir den Bedürfnissen einzelner Berufsstände: der Buchdrucker, der Beamten, der Kaufleute u. a., entgegenkommen und Fragen der Aussprache, der Wort-, Formen-, Satz- und Stillehre, auch der Rechtschreibung besprechen. Wir wollen das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache im Gleichgewicht zu halten suchen, aber auch das Recht der deutschen Sprache auf Schweizerboden wahren und ihrer ungerechtfertigten Hintansetzung und modischer Fremdtümelei widersprechen im Gedanken, daß Sprache und Politik verschiedene Dinge sind. Die Zeitschrift soll unser sprachliches Leben widerspiegeln. Reichhaltiger und mannigfaltiger als unsere bisherigen bescheidenen „Mitteilungen“, aber ebenso gemeinverständlich, volkstümlich soll sie fortsetzen, was diese getan in den achtundzwanzig Jahren, in denen ihre Auflage gestiegen ist von 400 auf 1400. Uns Werk!

Der Schriftleiter

Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Nach altem Brauch nimmt der Schriftleiter zu Anfang des Jahres aus dem Kratten, in dem er aus Zeitungen und Büchern die Steine sprachlichen Anstoßes zu sammeln pflegt, einiges heraus, was obenauf liegt, also aus jüngerer Zeit stammt, um zu zeigen, was trotz unserer vielgepriesenen Schulbildung immer noch möglich ist.

Bekanntlich kennt unsere Mundart keinen Unterschied zwischen Wer- und Wenfall, und es ist eine der schwierigsten und wichtigsten Aufgaben des Sprachunterrichts unserer Volksschule, den Kindern das beizubringen. Denn wenn wir Deutschschweizer uns auch auf allen Gebieten der Sprachlehre gewisse Sonderrechte vorbehalten - im neuen Duden hat unser Sprachverein ja ein paar hundert vormerken lassen -, es gibt dann doch Gesetze, die auch der Deutschschweizer einfach nicht verletzen darf,

wo man keinen Augenblick zweifeln kann, ob man die Abweichung dulden oder mit der Mundart wenigstens entschuldigen, nicht bloß erklären könne. Dazu gehört die richtige Bildung des Wenfalls männlicher Wörter in der Einzahl. Wenn man die Schwierigkeit der Aufgabe bedenkt, muß man der Schule im allgemeinen Anerkennung aussprechen, und es gibt ganz einfache Leute, die nie „ein Brief schreiben“ würden, sondern immer „einen Brief“. Auch ein ganz Ungeschulter würde kaum schreiben, er sei „auf der Baum geklettert“ oder „in der Wald gegangen“. Um so verwunderlicher ist es, daß man so grobe Fehler immer wieder in unsern besten, ja „allerbesten“ Zeitungen trifft, und zwar nicht nur in den Anzeigen, wo da zum Beispiel einer ausschreibt: „Idealster Bauplatz in K. verkauft günstig U. Z.“, oder: „Der schönste Wochen Spielplan bringt Ihnen ein Luxor-Combi“, sondern auch im Textteil, sogar unterm Strich. Da können wir „aus gelehrter Feder“ etwa lesen: „Der nächste Schrittat Camerarius . . .“ Hier wie in vielen andern Fällen dürfte der Fehler daher rühren, daß die Ergänzung am Anfang steht, wo der Schreiber manchmal noch nicht sicher weiß, wie er den Satz aufbauen will. So kann es demselben Verfasser unterlaufen, daß er schreibt: „Der größte (!) Prozentsatz an rothaarigen Menschen weist der Kanton Zug, den geringsten (richtig!) der Kanton Unterwalden auf.“ Wenn aber die Ergänzung wie gewöhnlich nachfolgt, darf so was gar nicht vorkommen wie in der Übersetzung einer Exchange-Meldung von Churchills Rede an die Italiener: „Natürlich können wir Mussolinis Schandtaten nicht vergessen, besonders der feige Angriff auf Frankreich . . .“ Und was bedeutet die Abschaffung aller privaten Lehranstalten? „Es bedeutet ein unerhörter Eingriff in die Freiheit des einzelnen.“ Was bedeutet ein solcher Satz? Er bedeutet „ein zum Glück nicht häufiger und doch allzu häufiger und unentschuldigbarer Angriff“ auf das Sprachgefühl weitaus der meisten Leser. Wie es farbenblinde Menschen gibt, so offenbar auch solche, denen das Gefühl für Wer- und Wenfall abgeht; merkwürdig bleibt, daß weder Schriftleiter noch Setzer noch Korrektor so was berichtigen und einen so groben Fehler des Verfassers durch ihr dreifaches Sieb durchschlüpfen lassen. Wenn solche Dinge am grünen Holz unserer besten Zeitungen vorkommen, was ist dann vom dürren der Blätter minderen Grades zu erwarten? Hier und da mag ein Druckfehler vorliegen, aber das ist nicht einmal wahrscheinlich in einer

Verlautbarung einer angesehenen Stiftung, wo es heißt: „Eine Schwalbe macht k e i n Sommer“ und wenn, wie in unsern Beispielen, gerade zwei Wörter falsch sind, ist das nicht anzunehmen, und schon gar nicht, wenn es ihrer drei sind wie in dem schönen Satz „Es gibt kein zweiter derartiger Gebäudetrakt in der Schweiz“. Es ist fast ein Trost, daß - freilich seltener - auch der umgekehrte Fehler auftaucht, so in der Anzeige, wo einer ein Haus zu mieten sucht und beifügt: „Spättern Kauf nicht ausgeschlossen.“

Noch ein anderer Fallfehler, der aus der Mundart stammt und für den es trotzdem keine Entschuldigung gibt, ist „einem“ statt „einen“ als Wenfall zu „man“ wie (die Beispiele sind so zahlreich, daß es sich nicht um einen Druckfehler handeln kann) in dem Satze: „Es ist, als ob es e i n e m in der Magengrube kitzelte.“ Der Verfasser ist über jeden Verdacht erhaben; wahrscheinlich hat ihn der Setzer bewußt oder unbewußt „korrigiert“, aber da wäre ja immer noch der Korrektor gewesen.

Daß die Möglichkeitsform, der Konjunktiv, auch bei uns am Aussterben ist, hat man schon lange bemerkt, aber es gibt Fälle, wo man auch heute noch darauf bestehen und nicht schreiben sollte: „Es scheint, als ob der Glaube an das ‚happy end‘ in den Amerikanerinnen viel stärker i st als in den Europäerinnen.“ Wenn wir statt „ist“ schreiben „sei“, so wird der Eindruck abgeschwächt, aber das kann dem Verfasser nur recht sein; denn er will es gar nicht fest behaupten, sondern nur sagen, es s c h e i n e so zu sein, vielleicht aber sei es doch anders. Den Sinn für die Formen des Zeitworts scheint der Gelehrte verloren zu haben, der schreiben konnte: „Als Zwingli vernahm, daß Erasmus nach Basel kommt . . .“

Ein andermal glaubt uns einer vor voreiligen Urteilen über die Aprikosenverteilung warnen zu müssen mit der Aufforderung: „S i n d wir uns etwas mehr der großen Arbeit unserer kriegswirtschaftlichen Stellen bewußt, ehe wir zur Feder greifen.“ S e i e n wir uns auch unserer Pflichten gegen unsere Muttersprache bewußt, ehe wir zur Feder greifen.

Immer wieder taucht auch das falsch angewandte Mittelwort der Vergangenheit auf nach dem bösen Muster der „stattgefundenen Versammlung“ mit der „gewalteten Diskussion“. Da ist die Rede von einem „stark zugenommenen Druck“. Das Mittelwort der Vergangenheit kann nur dann wie ein Eigenschaftswort als Beifügung verwendet werden,

wenn es in der Sakausage mit „sein“ verbunden wird - es gibt ein paar bestimmte Ausnahmen wie „der ausgediente Soldat“ oder „der gelernte Arbeiter“. Ein Kind, das an Kindesstatt angenommen worden ist, ist ein angenommenes Kind, aber sein Pflegevater, der es angenommen hat, ist nicht sein „angenommener Vater“, so wenig wie ein Mann, der gestohlen hat, ein gestohlener Mann ist, wohl aber ein Mensch, der heruntergekommen ist, ein „heruntergekommener Mensch“.

Die zürcherischen Krankenkassen bekämpften kürzlich eine Abstimmungsvorlage, weil sie es nicht richtig fanden, drei Millionen auszugeben „für die Erweiterung der Seziersäle der Toten“. Wie soll man sich das vorstellen?

Ein edler Schwärmer, aber auch ein etwas unklarer Kopf muß der Schriftsetzer gewesen sein, der in einem Jahresbericht seines Verbandes schrieb: „Wir glauben an die Durchführung der menschlichen Ziele für eine bessere Zukunft“ und „Der Besuch unserer Mitgliederversammlungen fand seinen Niederschlag in den zeitbedingten Verhältnissen“. Leider werden scheint's diese Versammlungen von vielen Mitgliedern geschwänzt, obschon da „Probleme gelöst werden müssen, welche nach ihrer Auffassung die persönlichen Bedürfnisse schon befriedigt haben“. In einem Aufruf zu „Rhetorischer Schulung des Akademikers“ lesen wir: „Auch wenn man zugeben muß, daß die natürliche Beredsamkeit eine Gabe des Schöpfers ist, so kann doch umhin nicht unterlassen werden, auf die starke Vernachlässigung der Rhetorik bei den Akademikern hinzuweisen.“ Was der Mann sagen wollte, wird leider richtig sein, doch „können wir nicht umhin unterlassen“, auf die Vernachlässigung des gesunden Menschenverstandes dieses Akademikers (von Beruf nennt er sich „phil.“) hinzuweisen.

Ein beliebter Schmuck der Rede sind natürlich immer die Fremdwörter, auch die unverständenen. Was zeigt sich heute gelegentlich beim öffentlichen Personal? Da zeigt sich „ein Geist und eine Mentalität, die usw.“. Gewiß kann man „Mentalität“ nicht immer mit „Geist“ übersetzen, aber was kann der Mann h i e r darunter anderes verstanden haben? Aber „Mentalität“ macht sich immer noch gut, wenn es auch schon wieder etwas aus der Mode gekommen zu sein scheint - vor fünfzig Jahren hat man das Wort n i e gelesen; es ging auch so.

Ein Tröstlein liegt darin, daß sie draußen ähnlichen Unsinn machen: Laut dem DW gab der Reichspresseschef Dietrich den Auslandspressevertretern eine Erklärung ab, laut der sich bei Cassino der deutsche Abschnittskommandeur „von menschlichen und humanitären Gefühlen“ habe leiten lassen. Also nicht nur menschlich, sogar noch humanitär! Das sagt zwar nicht mehr, aber es stellt mehr vor, „macht mehr her“.

Immer noch blühen bei uns die „Sektoren“. Im Vorjahr war nicht etwa „die Lage in der Milchversorgung günstiger“ oder einfach „die Milchversorgung besser“, sondern „die Versorgungslage im Milchsektor“, und der hohe Preis der Walliser Kohle wirkte sich nicht nur im „Hausbrand“ aus, sondern sogar „im Hausbrandsektor“! Daß eine „Sphynx“ (zweimal so!) stärker fesselt als eine „Sphinx“, wie gewöhnliche Sterbliche und die griechischen Wörterbücher schreiben, leuchtet ohne weiteres ein. Aber nicht nur griechische Buchstaben sind immer „interessant“, ein zürcherisches Wollengeschäft empfiehlt uns auch „drei interessante Herren-Hemden“. Es wäre interessant zu wissen, was an diesen drei Hemden interessant ist. Schier schwindlig aber wird einem bei einem Bericht über einen „Modecocktail“, aus dem wir lernen, daß „die weichen Querfalten an Corsagen plis religieux“ genannt werden. Auch diese „Kreation“ scheint als „ein der das Cachet dieser Moderevue erhöhenden accessoires“ gewirkt zu haben. Ungemein demokratisch wirkt, daß ein hochbetagt verstorbener Zuckerbäcker als „Majoratsherr des zürcherischen Konditoren-Dynastengeschlechts“ bezeichnet wurde. Da auch in unserm Faß der König einen ziemlich hohen Wert darstellt und „Krone“ ein beliebter Gasthausname ist, wenigstens auf dem Lande, wollen wir auch keinen Anstoß nehmen daran, daß der glückliche Berner Kellner, der von einem langjährigen Gaste eine Million geerbt hat, damit „die königliche Krönung seiner Dienstfertigkeit“ erleben durfte. Freuen wir uns vielmehr der Zeitungsanzeige: *J e n e r H e r r*, der am Samstag, den 7. August in Begleitung von 2 andern Herren nach Bern fuhr und auf dem Abstieg vom Großen St. Bernhard mit 2 Touristinnen zusammentraf, bittet ihn diejenige, mit der er sich lebhaft unterhalten hat, höflichst seine Adresse zwecks Bekanntschaft zu senden unter . . .

Der Steinkratten ist aber noch lange nicht leer.